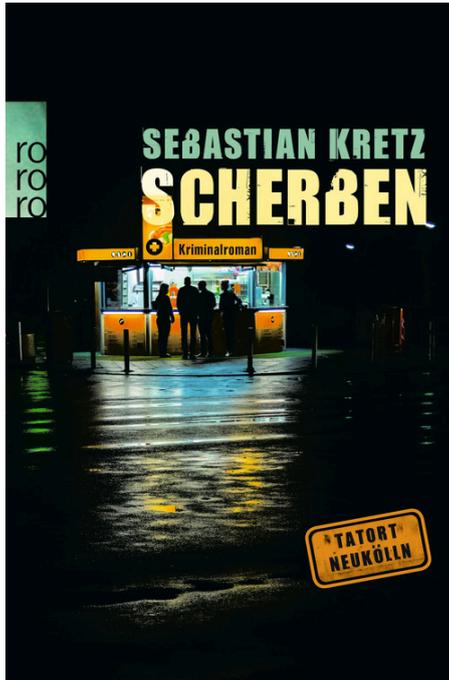


## Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-27439-8

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

Sebastian Kretz, geboren 1982, ist in Ostfriesland aufgewachsen und lebt seit 2005 in Berlin. Er hat Politikwissenschaft studiert und die Deutsche Journalistenschule in München besucht. Als Autor und Reporter arbeitet er hauptsächlich für das Geo-Magazin. Der erste Roman mit dem Ermittlerduo Storch und Harmsen, «Unkraut», wurde von rbb 88,8 mit fünf Sternen bewertet und von Bremen 2 als Krimi der Woche präsentiert. «Ein Krimi und eine Liebeserklärung an Neukölln», schrieb die B.Z., und rbb zibb nannte den Roman «eines der schönsten Bücher 2018».

Sebastian Kretz

**Scherben**

Kriminalroman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe  
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch  
Verlag, Hamburg, August 2019  
Copyright © 2019 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg  
Redaktion Susann Rehlein  
Umschlaggestaltung any.way Barbara Hanke/Cordula Schmidt  
Umschlagabbildungen Christian  
Reister/bobsairport, Cordula Schmidt  
Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany  
ISBN 978 3 499 27439 8

# Inhalt

Sonntag, 15. Juli

## Sonntag, 15. Juli

Kennst du Peggy Storch? Falls ja, wird dich nicht überraschen, was jetzt passiert. Falls nein, wie soll man sagen, lernst du sie gleich kennen.

Peggy Storch ist Kriminaloberkommissarin bei der neunten Mordkommission in Berlin, aber dazu kommen wir später. Im Moment sind wir mitten im Wochenende, und machen wir es kurz: Peggy kämpft. Gegen sich selber. Die anständige Peggy gegen die richtige Peggy.

Sie ist im *Ballsaal Blindes Wiesel*, außen altes Tramdepot, innen eine dieser scheinbar von Barbarella und Guillermo del Toro gemeinsam ersonnenen Zauberwelten, wo du nur reinkommst, wenn deine Nase den Typen an der Tür hundertprozentig gefällt. Oder du mit Steffi unterwegs bist, die sämtliche Typen an sämtlichen Türen persönlich kennt. Peggy ist also im *Wiesel*, und in Peggy sind vier Gin Tonic sowie ein Wodka mit diesem koffeinierten Indianertee, was nicht nötig gewesen wäre, weil in Peggy auch eine kleine türkisfarbene Pille mit einem eingestanzten S wie Superman ihre Wirkung tut sowie das Nikotin aus einer Packung Zigaretten. Außer Peggy sind da noch Steffi sowie zwei Freundinnen von Steffi, die aus Darmstadt oder Düsseldorf oder Dings kommen, dann Licht, das dauernd aus-, aber auch schnell wieder angeht, Wummsklack-Wummswummsklack aus den Boxen, bisschen monoton, aber sehr laut, schön laut, außerdem die Hitze des heißesten Sommers seit Beginn der Messungen, dumpfe Luft, halb Schweiß, halb Rauch, sowie eine undefinierbare Zahl menschenförmiger Schemen, die sich rhythmisch bewegen. Steffi hält Peggy den fünften Gin Tonic hin, die strahlt immer so, wenn sie was im Glas hat. Die Dingserinnen wollen anstoßen, Peggy reißt den albernen Strohalm aus dem Glas, kommt ja

nichts raus, und macht so eine Art Hybrid aus Taekwondodrehung und Ausfallschritt zurück auf die Tanzfläche.

Sie versucht es ja, ganz ehrlich. Auch wenn sie es ihr Leben lang vermieden hat – diesmal versucht sie es. Was gleich wieder? Ach so: das mit der Wohlfühlwelt, in der du mit deinem Freund abends Serien guckst, befreundete Paare einlädst, Wein dekantierst, gemeinsam Sofas aussuchst. Bisher, wenn Peggy das versucht hat, war es immer, wie wenn du einen richtig starken Magneten falsch rum auf einen anderen Magneten drückst: Bei der ersten Gelegenheit fliegt der in hohem Bogen weg. Diesmal ist es anders; diesmal geht es um Lars. Lars ist, magnetmäßig gesprochen, richtig gepolt. Er nervt sie nicht. Wenn sie ihn nerven will, ist er da. Ab und zu ist er plötzlich da, auch ohne dass sie ihn nerven wollte. Dann freut Peggy sich. Immerhin muss er jedes Mal aus Wiesbaden anreisen, außerdem ist ein attraktiver Mann, der unangekündigt vor deiner Tür steht, das Gegenteil von einem befreundeten Paar mit Rotwein in der Hand. Wobei Lars auch immer Rotwein in der Hand hat. Jedenfalls ist Lars jetzt Peggys Freund. Und so viel muss man ihr zugestehen: Wenn sie sich schon darauf einlässt, dann hält sie sich an die Regeln. Lässt die Finger von anderen. Bloß blöd, dass Lars nicht in Berlin lebt. Den größten Teil der Zeit muss Peggy also nicht nur von anderen die Finger lassen, sondern auch von Lars.

Aber bisschen Gucken ist ja wohl erlaubt. Peggy guckt ja auch nicht an jedem rum. Eigentlich nur an einem, der bewegt sich ganz gut, hat dichte Locken, macht ab und zu die Augen zu und tanzt einfach nur, guckt auch mal her. Die letzten zweimal, als er hergeguckt hat, hat er ein Lächeln angedeutet. Als hätte er gerade gesagt, lass uns ins Freibad einbrechen oder auf Motorhauben rumspringen oder so. Hat Peggy gefallen. Die Funktionshose mit den Seitentaschen ist nicht so ihr Fall, aber die zieht er letztlich eh aus. Also hat sie zurückgelächelt. Man kann lächeln und

trotzdem die Finger weglassen. Dass er näher kommt, weiter hin- und hergelächelt wird, er eigentlich sehr nah an ihr dran ist, das geht alles in Ordnung, ist alles ohne Finger, außerdem riecht der gut. Dass sie ein bisschen miteinander tanzen, dabei geht es um die Hüften, vielleicht noch um die Beine. Ist also kein Problem, zumal Peggy ihre Finger, auch wenn sie kurz auf seiner Hüfte oder seinem Oberarm gelegen haben, wieder wegnehmen kann. In dem Fall würde sie sozusagen proaktiv die Finger von ihm lassen, und das wäre eine noch viel größere Leistung. Wenn es nach Peggy ginge, bräuchte die Liebe keine Regeln: Jeder macht, was er will, und wenn es ein Problem gibt, schreit man sich an, bis der Zorn in Begierde kippt, dann vögelt man sich in den Schlaf. Am nächsten Tag ist alles vergessen. Dumm nur, dass Peggy für diese Bonobo-Methode eine exakte Kopie von sich selbst bräuchte, bloß als Mann, und um an so was zu glauben, ist sie zu sehr Naturwissenschaftlerin. Apropos Bonobo, Peggy ist an dem Punkt, dass ihre Lippen dauernd seinen Hals berühren und sie am liebsten reinbeißen würde und er seinen Oberschenkel zwischen ihre schiebt und sie findet, dass der da bleiben soll. Küssen kann er. Seine Hand fährt ihre Wirbelsäule entlang. Die andere fährt von ihrem Knie aus nach oben, an der Außenseite, so subtil ist er dann doch. Peggy denkt noch kurz ans Fingerweglassen. Bloß, warum in drei Teufels Namen sollte sie das tun, wenn der Kuss doch so gut schmeckt.

«Ich bin Tobias.»

«Ich nicht.» Kleiner Test von ihr. Wenn er darüber nicht lachen kann, ist er bei ihr falsch.

«Besser für dich», sagt Tobias. «Siehst eh nicht aus wie 'n Tobias. Du siehst aus wie 'n Berthold.»

Nicht dass es Peggy anmachen würde, wenn man sie Berthold nennt. Aber dass er auf ihren albernen Spruch noch alberner zurückschießt, dafür küsst sie ihn noch mal.

«Peggy.»

Tobias verkneift sich ein Lachen. «Ich bleib bei Berthold.»

«Kein Wunder, dass du keine Freunde hast.»

«Schön wär's.» Tobias verdreht die Augen und macht eine Geste in den Raum rein. «Junggesellenabschied.»

Er hätte auch sagen können, Amoklauf oder Giftgas-test. Rein vom Spaßfaktor her. Andererseits ist gerade die Wahrscheinlichkeit gestiegen, dass Tobias nicht aus Berlin kommt, also nicht auftauchen wird, wenn sie und Lars, sagen wir mal, einen Sonntagsspaziergang machen. Außerdem verspürt sie diese fremschämische Lust zu sehen, was dem Bräutigam angetan wurde. Musste er sich als Hahn verkleiden? Als Ork? Als Trump?

«Leider ist Nilso schon weg. Der Bräutigam. Hat sich mit Andrej gestritten. Der ist inzwischen auch weg. Dennis flirtet irgendwo dahinten mit einer», Tobias weist in Richtung eines tunnelartigen Gangs, der zu einer anderen Tanzfläche führt. «Aber jetzt habe ich ja was zu tun.»

Nächster Kuss. Peggy ist zu aufgedreht, um noch länger zu quatschen. «Wo wohnst du?»

«Bramsche.»

Sie guckt aufs Smartphone. «Blöd. Der nächste Eselkarren fährt erst morgen früh.»

«Ich weiß nicht, wovon du redest. Wir sind Schweine-land. Alternativ hätte ich ein Bett in unserer Airbnb-Wohnung. Da kommen wir zu Fuß hin.»

Peggy fliegt schnell bei Steffi vorbei, drückt ihr einen Kuss auf den Mund und zerrt Tobias zum Ausgang. Beinahe das Beste am Club ist, wenn du gehst. Natürlich nur im Sommer und nur, wenn es vorher gut war. Du kommst raus aus der Höhle, und dir fällt ein, dass es ja noch die Welt gibt. Du kannst dich auf eine Kanaltreppe oder Verladerampe setzen und rauchen. Du kannst dir eine riesige fettige Teigrolle mit Käse drin kaufen und die mit Bier runterspülen. Du kannst dahin gucken, wo bald die Sonne rauskommt,

und diese stille Freude über das Leben genießen, die du ausschließlich nach einer durchgemachten Nacht spürst. Du kannst, statt zu gehen, einfach in deine Richtung weiterrufen. Besonders gut ist das natürlich, wenn du mit jemandem rauskommst, mit dem du nicht schon reingegangen bist, und du deinen Arm um den legen kannst oder der seinen um dich.

Peggy und Tobias, Arm in Arm, Mund auf Mund, torkeln und tänzeln die Straßen runter, bis zu einer Haustür, auf der die Schnitzereien so oft mit Ochsenblut überstrichen wurden, dass man sie kaum noch erkennen kann. Tobias fummelt an einem Schlüssel rum, doch Peggy hat die Tür längst aufgestoßen. Nicht dass sie auch noch unter die Sachbeschädigerten gegangen ist: Die Tür einer gewöhnlichen Mietskaserne wird sowieso alle zweieinhalb Wochen aufgebrochen. Bei dieser hier scheint, den, hellen Splittern ums Schloss nach, der letzte Tritt noch nicht lang her zu sein. Im dritten Stock brauchen sie dann doch den Schlüssel, stolpern in ein Wohnzimmer, in dem die Möbel so neu und so klapprig sind, dass Peggy nicht überrascht wäre, wenn hinter dem Sofa ein blaugelber Wichtel hervorspränge und fragte, ob man denn schon lebe. Tobias zieht sie nach rechts in ein Schlafzimmer. Nichts für ungut, der Rest ist Peggys Privatsache. Stört sie nicht grundsätzlich, wenn ihr jemand beim Sex zuguckt. Aber den oder die will sie dann schon persönlich aussuchen. Außerdem ist sie Polizistin und nicht Pornodarstellerin.

Eine halbe Stunde nachdem die Tür zu Tobias' Zimmer geschlossen wurde, wird sie wieder geöffnet. Peggy, das T-Shirt von Tobias reicht ihr bis zu den Knien, muss mal. Geht durchs Wohnzimmer in den Flur. Erste Tür links, hatte Tobias gesagt. Oder zweite Tür links? Wenn du nüchtern bist, merkst du dir so was ohne Mühe, aber in ihrem Zustand? Sie will ja keinen der Streithanseln beim Schmollen stören. Oder beim Schlafen. Oder was auch immer die in ih-

ren Betten machen. Leider sehen beide Türen exakt gleich aus: eben weiß. Wird schon die erste gewesen sein. Oder doch die zweite? Peggy greift irgendeine, sie weiß gar nicht genau, welche, und weil sie erst mal nichts sieht, drückt sie auf der Höhe der Türklinke an der Wand rum, bis es hell wird. Da ist keine Kloschüssel und kein Waschbecken, sondern da ist ein Bett, übrigens genau das gleiche, in dem sie gerade mit Tobias gevögelt hat. Als ihre Pupillen fertig geschrumpft sind, kommt der Moment, wo es gut ist, dass Peggy nicht Pornodarstellerin ist, sondern Polizistin.

In dem Bett liegt einer und schläft. Und zwar für immer.

Die Matratze ist voller Blut, frischem, rotem Blut aus dem Hals des Toten, der offen ist, wo er zu sein sollte. Bevor Peggy irgendwas macht, stellt sie sich still hin. Atmet dreimal tief durch. Haut sich dann mit aller Wucht eine runter. Schüttelt sich wie ein Hund, der aus dem Teich steigt. Guckt noch mal hin. Der Tote ist noch da: Vielleicht eins achtzig groß, schmal, dünnes, blondes Haar, knallgelbes Poloshirt mit großflächigem Druck, schlechtsitzende Jeans. Und die rot glänzende Wunde im Hals.

An der Stelle müssen wir uns mal bedanken bei der Frau Evolution oder wer dafür zuständig ist, dass wir, wenn was richtig Krasses passiert, sofort nüchtern sind. Oder uns wenigstens vormachen können, wir seien es. Peggy, mit dieser totalen Klarheit im Kopf, rennt in Tobias' Zimmer, greift seinen Schlüssel, schließt die Wohnung von innen ab. Zieht sich an, wirft ihm seine Klamotten aufs Bett. «Zieh dich an! Dein Freund ist tot.» Und, weil sie so weit noch nicht gekommen waren: «Ich bin bei der Kripo. Kein Witz.»

Peggy rennt zurück in den Flur, reißt die Türen zu den anderen zwei Schlafzimmern auf, zerrt die beiden Typen, die da schlafen, ins Wohnzimmer, verteilt alle drei Männer auf Klippan und Bråthult, hält eine kleine Ansprache - keiner verlässt die Wohnung, gleich kommt mein Kollege - und ruft den Alten an. Rennt zurück zu dem Toten, sichert

sein Smartphone. Oder besser, statt es zu sichern, zieht sie es aus seiner Tasche, fängt an, mit bloßen Fingern darauf herumzutippen. Findet auf Anhieb nichts, was vor allem daran liegt, dass die bunten Apps auf dem Homebildschirm Karussell fahren, sobald sie versucht zu fokussieren, da braucht sie es mit dem Kleingedruckten einer Textnachricht erst gar nicht zu versuchen. Womit klar wäre, dass die Instantnüchternheit vorbei ist. Peggy füllt an der Spüle ein sehr großes Glas mit Wasser, lässt sich auf einen Poäng fallen, konzentriert sich aufs Ein- und Ausatmen.

+++

Es ist eine Unsitte, dass die Leute nur noch frühmorgens umgebracht werden, zumindest jene Glücklichen, deren Tod von Kriminaloberkommissar Harm Harmsen aufgeklärt werden soll. Dessen Glück im Unglück wiederum besteht darin, dass der Anruf nicht zugleich eine Weckfunktion ausübt: Als das Mobiltelefon klingelt, sitzt der Kommissar gerade auf dem Porzellan oval in seinem Badezimmer und entleert seine Blase. Macht in Ruhe fertig, zieht die Hose hoch, schlendert Richtung Wohnzimmer. Wer einen berechtigten Grund hat, mitten in der Nacht anzurufen, wird es lang genug klingeln lassen. Kurzer Blick auf die Standuhr, die dank siebentägiger Gangreserve die Uhrzeit auf eine Viertelstunde korrekt anzeigt, drei Uhr fünfzig. Nächster Blick auf das Handy, wegen dessen einfarbiger und berührungsunempfindlicher Anzeige Harmsen von der Storch, seiner ihm zwangsweise zur Seite gestellten Kollegin, belächelt wird. Wo wir gerade von ihr sprechen: Das Telefon zeigt ihren Namen an, genauer gesagt: Es zeigt *pegel stærh* an, aber daran ist nicht Harmsen schuld, sondern der finnische Mobiltelefoningenieur, der sich die automatische Textvervollständigung ausgedacht hat. Harmsen weiß ja, wer ge-

meint ist. Auch wenn er es nie zugeben würde: In den letzten Monaten hat er ein bisschen geübt. Das Drangehen. Immer öfter trifft er auf Anhieb den richtigen Knopf. Bloß nicht um kurz vor vier. Er drückt also und sagt, so beleidigt er kann: «Moin.» Keine Antwort. Auch kein Klingeln mehr. War wohl nicht wichtig. Er tappt mitsamt dem Telefon Richtung Schlafzimmer, als es erneut klingelt. Diesmal konzentriert er sich: links zum Drangehen, rechts zum Wegdrücken. Sein Unterbewusstsein tendiert zu rechts. Harmsen reißt sich zusammen. Drückt beherzt, nicht zu lange links.

«Harmsen, Mord. Ich bin in der Wohnung, aber ich kann mich nicht drum kümmern. Erklär ich später. Du musst kommen. Fuldastraße zweiundvierzig b, klingel bei *Robart-Ferienwohnung*.»

Tut das wirklich not, will er gerade fragen, aber die Storch hat aufgelegt. Er hätte ihr auch schlecht sagen können, dass er sich lieber wieder hinlegt. Ist nämlich nicht so, dass er beim Dezernatsleiter fein raus wäre, nur weil er vor ein paar Monaten einen Ermittlungserfolg hingelegt hat. Zumal die Storch an diesem Erfolg maßgeblich beteiligt war. Harmsen steht unter Beobachtung. Er seufzt, drückt die linke Taste, wackelt in die Küche. Was den Umgang mit den Extremsituationen des Lebens angeht, fühlt Harmsen sich den Astronauten oder Kampftauchern verbunden. Die sind auch unermesslichen Belastungen ausgesetzt. Nach ein paar Jahren werden die so cool, die zünden sich im Auge des Sturms erst mal eine Zigarette an. Wobei das mit der Zigarette in beiden Fällen schwierig ist. Unter Wasser sowieso, auf einer Raumstation aber auch. Zwischen den Zügen müsste die Zigarette ständig geschwenkt werden, damit sie nicht ausgeht, wegen der Schwerelosigkeit. Stürme gibt es da auch nicht, aber es war ja bloß eine Metapher. Harmsen zieht übrigens den Begriff *Kosmonaut* dem Begriff *Astronaut* vor. Nicht aus politischen Gründen, sondern weil ein Astronaut, dem Wortsinn nach, zu einem Stern flie-

gen muss und nicht auf einen Trabanten oder Planeten oder ständig im Kreis, während der Kosmonaut am Ziel ist, sobald er die Atmosphäre verlässt. Kosmonauten machen ihrem Namen also, soweit sich während des Starts kein tragischer Unfall ereignet, immer Ehre. Astronauten nie. Jedenfalls ist Harmsen, zum dritten Mal innerhalb weniger Monate zur Unzeit geweckt, belastungsmäßig auf demselben Level wie die Kollegen Kampftaucher und Kosmonauten, nur dass er nicht raucht, sondern Tee trinkt. Gute zwanzig Minuten muss man dafür schon einplanen. Dann zieht er sich an, was auch seine Zeit dauert. Wählerisch ist er nicht. Eine Hose hat zwei Beine und oben diesen Stoff, der die beiden Beine verbindet, ist vom Prinzip her also einer unteren Menschenhälfte nachempfunden. Solange ein Kleidungsstück diese Kriterien erfüllt, ist es in seinen Augen geeignet, angezogen zu werden. Genauso verhält es sich mit Hemden, bloß dass hier Ärmel die Funktion der Beine übernehmen und so weiter. Problematisch ist das Anlegen all dieser Kleidungsstücke: Einerseits ist Harmsen der Ansicht, Dinge, die einen Platz haben, sollten an diesem Platz auch sein, zum Beispiel ein Knopf in einem Knopfloch. Andererseits gehört er motorisch nicht zu den Begabtesten, außerdem ist er im Kopf schon viel weiter, nämlich bei der Frage, wo genau er gestern den Rekord abgestellt hat. Der Rekord ist Harmsens Auto, ein alter Opel, gebaut, als Harmsen jung war und voller Hoffnung. Zumindest jung. Als es ihm einfällt, würde er - unter normalen Umständen - zunächst mit Hilfe des faltbaren Stadtplans errechnen, was günstiger ist: Dass er die fünfhundert Meter Richtung Südwesten zum Rekord läuft und von dort nach Nordosten zum Tatort fährt, vor dem er vermutlich keinen Parkplatz finden wird und weitere fünfhundert Meter laufen muss. Oder dass er gleich hinläuft. Angesichts der Dringlichkeit der Situation verlässt er sich diesmal voll auf sein Bauchgefühl und

geht Richtung Nordosten los. Biegt zwei Straßen weiter ab, weil sich sein Bauchgefühl umentschieden hat.

Machen wir es kurz: Harmsen kommt am Tatort an. Vielleicht, denkt er auf der letzten Stufe in den dritten Stock, ist es Zeit, Artikel elf Grundgesetz dergestalt umzuschreiben, dass höhere Stockwerke ausschließlich von Unauffälligen bewohnt werden dürfen, die Mörder weder werden noch anziehen. An der Wohnungstür steht *Robart*, sie wird von einer zerzausten, nach Alkohol riechenden Person in einem unverhältnismäßig großen T-Shirt aufgeschlossen, die gewisse Ähnlichkeit mit Harmsens Kollegin Peggy Storch aufweist.

«Im Ernst?» Die Storch guckt demonstrativ auf ihr Handgelenk, obwohl da gar keine Uhr ist.

Darauf hat er gewartet. Harmsen dreht sich um und trottet die Treppe wieder hinunter. Wenn er sich sputet, sind noch zwei, drei Stunden Schlaf drin. Nach ein paar Stufen spürt er, wie sich ein Daumen und ein Zeigefinger um sein Schlüsselbein legen. Die Finger sind eher schmal, aber Harmsen ahnt, dass das schmerzhaft wird. Die Storch bohrt ihre Finger in sein Fleisch, als wolle sie sie unter dem Knochen wieder zusammenführen. Harmsen jault wie ein Hund, der seit vorgestern vorm Supermarkt angeschlossen ist. Dann folgt er dem Weg, den die Fingerzange vorgibt, nämlich in die Wohnung. Da sitzen drei junge Männer Anfang dreißig, auf eigentümlich bunten Sofas und gucken, als sei eine wilde Feier mitten in der Nacht durch einen schrecklichen Mord beendet worden. Freundlicherweise hat die Storch ihren Todesgriff gelöst. Das heißt, sie hat ihn vom Schlüsselbein, wo er eine Zehn auf der Schmerzskala auslöste, zum Oberarm verlagert. Dort löst er eine Neun aus, aber vor den zu befragenden Zeugen steht Harmsen minimal weniger deppenhaft da. Durch den Flur ins erste Zimmer links. Darin liegt ein Mann, etwa so alt wie die drei auf den Sofas, bloß weniger lebendig. Mit einem waagerechten

Riss im Hals, dessen Machart sich beim besten Willen nicht als professionell bezeichnen lässt.

«Tot», sagt die Storch.

«Hou», macht Harmsen.

So stehen sie eine Weile da, beinahe andächtig.

Dann dreht sie sich abrupt um. «Ich muss los.»

«Was machen Sie überhaupt hier?», fragt Harmsen.

«Nicht im Dienst sein», sagt die Storch. «Vergiss einfach, dass ich da war.»

Harmsen ist sich ziemlich sicher, dass es das, was sie so aufgekratzt und verwirrt macht, nicht im Supermarktregal gibt und auch nicht in der Apotheke. Schon bisher war er der Ansicht, dass die Storch und er, die ja nur gemeinsam ermitteln, weil der Dezernatsleiter sie dazu zwingt, besser ohneinander auskommen würden. Jetzt erkennt er, dass sie Hilfe braucht. Allerdings nicht von ihm.

«Wer sind die versammelten Herren?»

«Keine Ahnung, Sherlock. Einer ist tot, einer heißt Tobias. Der hat 'n Alibi. Gute Nacht!» Die Storch drückt ihm die Schlüssel in die Hand und stürmt aus der Wohnung.

Der Kommissar schlurft ins Wohnzimmer. «Moin, die Herren. Harmsen, neunte Mordkommission.» Der eine mit den braunen Locken setzt sich hin, tippt fahrig auf seinem Mobiltelefon rum, steht wieder auf. Setzt sich wieder hin. Wenn Sie Harmsen fragen, was auch immer der eingenommen hat: Es wirkt noch. Der Blonde mit der Stoppelfrisur hängt schlaff und schief wie eine Gliederpuppe über dem Sofa. Immer wenn er seinen Sehapparat mal kurz aufbekommt, zuckt er zusammen, brabbelt abwechselnd die Wörter *Alter* und *was geht*. Dem pumpt definitiv auch etwas durch die Blutbahn, das da laut Betäubungsmittelgesetz nicht hingehört. Bei dem Dritten auf dem anderen Sofa ist Harmsen sich nicht ganz sicher, ob er echt oder gezeichnet ist. Die Haare millimeterkurz, die Arme verschränkt, die ohnehin schmalen Augen zu pupillenschonenden Schlitzen

verengt, unter dem einen Auge ein Muttermal. Er übt sich in der Nachbardiziplin des Schlaffschiefhängens, nämlich dem Sitzliegen. Hierbei kommt es darauf an, die Wirbelsäule so weit gen Sofakissen abzusenken, dass sie beinahe parallel zu diesem verläuft, aber nicht so weit, dass man als liegend bezeichnet werden könnte. «Sie bleiben bitte alle, wo Sie sind. Wer von Ihnen ist Tobias?»

«Ja», murmelt der mit den Locken, steht auf und guckt dabei so entspannt wie ein hungriger Restaurantgast, an dem der Kellner zum fünften Mal vorbeigelaufen ist.

«Herzlichen Glückwunsch, Sie haben die ehrenvolle Aufgabe, mir zu erklären, was hier eigentlich los ist. Und was zum Teufel die Kriminaloberkommissarin Storch hier verloren hatte.»

«Unser Freund ist tot, und Sie beglückwünschen uns?», fragt Tobias. «Arschloch.» Er setzt sich wieder hin.

Das ist okay für Harmsen. Wenigstens ist der junge Mann wach.

«Sie sollten lieber aufklären, welches kranke Arschloch Nilso auf dem Gewissen hat.» Tobias steht wieder auf, guckt auf sein Mobiltelefon.

«Bin dabei», sagt Harmsen. «Kommen Sie doch mal mit, Herr Tobias.» Harmsen bewegt sich in Richtung eines der Schlafzimmer, in denen kein Toter liegt.

«Redecker», sagt Tobias und setzt sich wieder.

«Also gut, Herr Redecker, jetzt bequemem Sie sich bitte zu mir.»

Endlich steht der Junge auf und schlurft Richtung Harmsen. Leider klingelt just in diesem Moment die Frau von der Spurensicherung, sodass Redecker nutzlos im Raum herumsteht, bis Harmsen ihr das wenige bisher Bekannte mitgeteilt hat. Dann bewegt sich der Kommissar, gefolgt von Redecker, ins Nebenzimmer, wo Letzterer sich sogleich in einen Sessel fallen lässt.

«Wer ist der Tote?»

Redecker starrt ein Loch in die Luft. «Nils Plöger. Wir sind Freunde seit der Grundschule. Das hier war sein Junggesellenabschied.» Er steht auf, fährt sich durch die Locken. «Mann, Nilso. Ist doch alles nicht wahr.»

«Bisschen aus dem Ruder gelaufen, die Feier?»

Redecker schüttelt missbilligend den Kopf. Schließlich macht er das Resigniergeräusch, Sie wissen schon: wenn einer so eine Art Tezett rauszischt und dabei die Schultern hochzieht. «Dieses Schiff», Redecker nickt Richtung Leiche oder auch Richtung Wohnzimmer, «hatte nie ein Ruder. Sie müssen sich vorstellen, Nilso kommt aus Vennermoor, der hört den ganzen Tag NDR zwei. Aber der hippe Andrej wusste ja am besten, was unser Nilso will.» Redecker hebt beide Hände und legt sie hinter den Nacken.

«Andrej?»

Der Junge nickt in dieselbe Richtung, in die er eben schon genickt hat. «Der mit den kurzen Haaren. Hat mit Nils studiert. Ist auch direkt sein Trauzeuge geworden.»

«Er hat die Feier organisiert?»

«Wochenlang bequatscht hat er uns, dass wir nach Berlin fahren. Was glauben Sie, wie Nils geguckt hat, als Andrej ihm die Überraschung verkündet hat! Der hatte so was von genug von Berlin. Wissen Sie, wie Sie Nils 'ne Freude machen? Mit 'ner Tour auf 'nem Bierbike, 'nem Pubcrawl, vielleicht danach noch in 'nen Stripclub.»

«Wieso hatte er genug von Berlin?»

«Er hat vor ein paar Monaten ein Praktikum hier gemacht. Ist wohl nicht gut gelaufen. Hat nicht drüber geredet. Wir glauben, er hat schlechte Erfahrungen mit chemischen Drogen gemacht. Hat's vorher nie probiert, war ihm auch egal. Als er wiederkam, war er wie so 'n Missionar, hat allen Vorwürfe gemacht, die ab und an 'ne Pille nehmen. Dann kommt Andrej und schleppt ihn ins *Blinde Wiesel*.»

Harmsen, der Scharfsinnige, Wachsame, der Schachspieler, will all diese Informationen speichern, um sie, wenn

der Moment gekommen ist, ins Gesamtbild einzufügen. Um das Bedeutende im scheinbar Unbedeutenden zu erkennen, um die finalen Züge zu tun, dank derer er seinen Gegenspieler, wer auch immer er oder sie ist oder sind, überführen wird. Bloß, wie zum Teufel soll ihm das gelingen, wenn in der ersten Ermittlungsviertelstunde sein Verstand mit Phantasiewörtern wie «Bierbaik», «Pappkrohl» oder «Blindes Wiesel» beschossen wird.

Allerdings redet Redecker längst weiter. «... sich richtig gefetzt, die beiden. Dennis und ich haben geschlichtet, damit Nils wenigstens ins *Wiesel* mitkommt. Immerhin hatte Andrej Gästelistenplätze besorgt. Gucken Sie uns an, wir kommen aus Bramsche und sehen auch so aus. Wir wären da nie reingekommen.»

Harmsen ahnt inzwischen, dass es sich bei besagtem *Wiesel* um ein Etablissement handelt. Mit Verwirrung registriert er allerdings Redeckers letzten Satz. Seine zumindest für leichte Bergtouren geeigneten Wanderstiefel suggerieren Verlässlichkeit, die Hose mit den waagerechten Reißverschlüssen auf Kniehöhe, offenbar zur Variation der Beinlänge gedacht, ist pfiffig. Und zu Beginn des Abends wird er noch nicht so zerzaust gewesen sein wie jetzt. Wer würde einem solchen jungen Mann den Einlass verwehren?

«Leider hat der Frieden nicht gehalten. Ich hab's nicht im Detail mitbekommen, aber Nils und Andrej haben sich den ganzen Abend weitergestritten. Irgendwann hat Andrej gebrüllt: <Ich scheiß auf deine Freundschaft!> Nils ist rausgerannt.»

Harmsen zeigt, die Augenbrauen hochziehend, auf seine Uhr, japanisches Imitat eines Schweizer Luxusmodells. Hat ihm sein Vater vererbt.

Redecker zieht ebenfalls die Augenbrauen hoch. «Herr Kommissar, wir haben um vier Uhr nachmittags angefangen zu saufen. Das ist die letzte Uhrzeit, an die ich mich erinnere. Jedenfalls war Nils stinksauer. Erst kriegt er einen

Junggesellenabschied mit dem falschen Programm, dann wird ihm die Freundschaft gekündigt.»

«Sie haben nicht versucht, ihn aufzuhalten?»

«Wir dachten, er kommt gleich zurück. Nach 'ner Weile bin ich vor die Tür, um ihn reinzuholen. Da war er schon weg. Ans Telefon ist er auch nicht gegangen. Ich hab Andrej beiseitegenommen und ihn gefragt, was das soll. Er hat bloß so was gesagt wie: <Nicht mein Problem, dass Nils 'nen schlechten Geschmack hat. Der soll mir dankbar sein, dass er mal was anderes zu hören bekommt als das Beste der Neunziger.> Ich hab's dann aufgegeben. Andrej ist auch irgendwann abgezogen.»

«Wohin?»

Redecker macht wieder das Resigniergeräusch, nach dem Motto, woher soll ich das wissen.

«Wann waren Sie zurück in der Wohnung? Außerdem wollten Sie mir noch erzählen, was meine Kollegin hier verloren hatte.»

Redecker hält, hustenmäßig zur Seite weglachend, als sei ihm die Pointe selber peinlich, ein grünes T-Shirt und einen schwarzen, stoffarmen Slip in die Höhe. «Als Nils und Andrej verschwunden waren, haben Dennis und ich überlegt, ob wir auch gehen sollen. Dann dachten wir, wir sind nicht alle Tage in Berlin. Und ganz ehrlich, war zwar arschig von Andrej, dass er Nils ins *Wiesel* geschleppt hat, aber der Sound war geil. Dennis ist 'n Playboy, der ist fünf Minuten später mit so 'ner Rothaarigen in irgendeiner Ecke verschwunden. Ich hab dann, wie soll ich sagen, Ihre Kollegin kennengelernt.»

«Und dann?»

«Im Ernst?» Redecker bewegt T-Shirt und Slip erneut in Harmsens Blickfeld.

«Sie waren die ganze Zeit hier im Schlafzimmer?»

«Sie arbeiten doch mit ihr zusammen. Glauben Sie wirklich, die Frau macht 'ne Pause?»

Harmsen erkennt, dass hier nichts mehr zu holen ist, und wendet sich ab.

«Herr Kommissar», hört er Redecker mit belegter Stimme in seinem Rücken, «was sollen wir denn jetzt machen?»

«Nicht abreisen», antwortet Harmsen aus dem Türrahmen. Im Wohnzimmer sitzt weiterhin Andrej mit verschränkten Armen und leerem Blick, während der andere, Dennis, seinen Versuch, wach zu bleiben, aufgegeben hat. Bloß sein Mund ist noch offen und sondert Geräusche ab, die Sie sich nur ausmalen können, wenn Sie mit der Akustik hochwildlicher Fortpflanzung vertraut sind. Der Kommissar geht in das Zimmer, in dem Plöger liegt.

«Immer noch tot?», fragt er die Kollegin von der Spurensicherung. Bitte verstehen Sie Harmsen nicht falsch; er versucht nicht, witzig zu sein. Aber würde er fragen, ob sie schon etwas gefunden hat oder ob seine Vermutung zutrifft, die Todesursache sei der Riss im Hals, dann fühlt die Kollegin sich doch verarscht. Gar nichts sagen wäre auch blöd.

Die Kollegin leuchtet Plöger mit der Taschenlampe in die Augen. «Sieht so aus.» Sie richtet sich auf. «Wird zwischen zwei und vier Uhr durch Verbluten gestorben sein, wahrscheinlich mit gleichzeitigem Hirntod durch Sauerstoffunterversorgung.»

«Messer?» Sehen Sie, jetzt hat er sich doch noch hinreißen lassen.

«Scherbe. Zu unregelmäßig für ein Messer. Die Menge an Blut», sie zeigt zum Bett, dessen textile Elemente bis auf die von Plögers Kehle am allerweitesten entfernten Zipfel blutrot verfärbt sind, «und die Spritzer an der Wand hinter dem Bett sprechen dafür, dass er schon hier lag, als er getötet wurde. Allerdings», der Zeigefinger der Forensikerin macht eine Dreihundertsechziggraddrehung, «ist hier offensichtlich vorher gekämpft worden. Auch die Leiche zeigt Kampfspuren.» Sie deutet auf ein paar Kratzer und leichte Blutergüsse an Hals, Brust und Oberarm. «Fin-

gerabdrücke und sonstige Spuren habe ich gesichert. Vielleicht wollen Sie sich das hier noch ansehen», die Kollegin zeigt auf Plögers rechtes Handgelenk; innen ist in blauen Tintenschwüngen der Name *Jeanne* tätowiert.

Dass Harmsen gähnt, versteht die Frau von der Spurensicherung offenbar als Verabschiedung. Sie packt ihre Sachen und geht. Der Kommissar schließt die Zimmertür, lehnt sich von innen dagegen, winkelt den linken Arm vor dem Körper an, stützt den rechten Ellbogen auf die so geschaffene Ablage und das Kinn auf die rechte Hand. Hilft beim Denken. Und denken muss er jetzt; die Schachpartie hat begonnen. Auch wenn sich der Kommissar und sein Gegenspieler noch mitten in der Eröffnung befinden und unmöglich abzusehen ist, welche Figuren im Endspiel noch stehen werden.

Plöger ist zwischen zwei und vier gestorben; dass die Storch ihn um drei Uhr fünfzig angerufen hat, grenzt den Todeszeitpunkt nicht wesentlich ein. Wenn er in seinem Bett getötet wurde, nicht etwa mit Gift oder einer Überdosis Drogen, sondern auf die mechanischste denkbare Weise, dann wird – Harmsen ist gedanklich weiterhin halb beim Mord, halb beim Schach – der Übergang zum Stellungsspiel darin bestehen, zu ermitteln, wer sich zwischen zwei Uhr und dem Anruf der Storch in der Wohnung aufgehalten hat.

Ruckartig öffnet Harmsen die Tür und fixiert Andrej. Besser gesagt, er fixiert das Sofakissen, auf dem Andrej vorhin saß. Und die Partie nimmt Fahrt auf. Oder finden Sie es nicht verdächtig, dass sich ausgerechnet derjenige, der mit dem Mordopfer kurz vor dessen Tod stritt, seiner Befragung dermaßen offensichtlich aus dem Weg geht? Alternativ rüttelt Harmsen Dennis wach, der weiterhin unappetitlich schnarcht. Das heißt, er will ihn wachrütteln, aber Dennis spielt nicht mit. Auch nicht, als Harmsen ihm – so früh am Morgen ist es in Ordnung, ein paar Eskalationsstufen auszulassen – eine Ohrfeige verpasst. Gerade wendet er

seinen Rumpf Richtung Küche, um Eimer und kaltes Wasser zu besorgen, als sich im Flur, der vom Wohnzimmer abgeht, eine Tür öffnet. Eine schmale Gestalt kommt näher, leicht gebückt, Harmsen kann im Gegenlicht nicht erkennen, ob sie etwas in den Händen hält. Durch seinen Kopf schießt der Wunsch, nicht schon wieder schießen zu müssen. Die Gestalt tritt aus dem Gegenlicht; der Kommissar atmet auf. Gleich zweifach: Die gebückte Haltung mit den unsichtbaren Händen kam daher, dass die Person damit beschäftigt war, ihren Hosenladen zu schließen. Andrej ist nicht seiner Befragung aus dem Weg, sondern nur austreten gegangen. Harmsen weist mit der offenen Handfläche Richtung Sofa. Andrej macht keine Anstalten, seinen schwarz umhüllten Rumpf dort niederzulassen. Er bewegt sich mit ein paar katzenhaften Schritten an der Wand entlang, verschränkt erneut die Arme und starrt ins Nichts. Harmsen erkennt, dass das unter seinem Auge kein Muttermal ist, sondern eine tätowierte Träne.

«Herr ...?»

«Freindlich.»

«Wo waren Sie, als Herr Plöger starb?»

Freindlich nickt seitwärts mit dem Kopf in Richtung Flur.

«Und da haben Sie was genau gemacht?»

Der andere zieht die Augenbrauen hoch, als gäbe es auf diese Frage exakt eine, allseits bekannte, Antwort.

«Woher wissen Sie überhaupt, wann genau Plöger gestorben ist?»

Lippenschürzen, Kopfschütteln.

«Herr Freindlich, ich rate Ihnen mitzuhelfen. Ansonsten kann ich Sie auch kurz mit aufs Revier nehmen», lügt Harmsen, der einen wie Freindlich, der sich nur in Details von einem Panther unterscheidet, nirgendwohin mitnehmen könnte. Schon gar nicht auf ein Revier, so etwas gibt es in Berlin nämlich nicht, und selbst wenn, hätte er als Kriminalpolizist da nichts verloren. Womit ein weiterer Beweis

erbracht wäre, dass Harmsen sich im Schachspiel zu Hause fühlen mag; im Poker ist er es nicht.

Freindlich schweigt weiter.

«Sie hatten sich gestritten?»

Mit schief gelegtem Kopf zieht der junge Mann die Schultern hoch, als fände er maßlos übertrieben, dass dieses Gespräch überhaupt stattfindet.

«Plöger verlässt die Discothek, Sie folgen ihm. In Plögers Zimmer kommt es zu einem Kampf. Wenig später ist er tot. Herr Freindlich, Sie haben ein Problem, und Sie tun nichts, um es zu lösen.»

Als Harmsen *Discothek* gesagt hat, hat Freindlich zum ersten Mal angedeutet, dass er Gefühle empfinden könnte, und zwar mit einem Indianerlächeln. Sie wissen schon, am Marterpfahl festgebunden und immer noch voller Verachtung für den Feind. Jetzt taut er richtig auf: «Kein Kampf. Ich habe Nils Hand gegeben, wir haben uns versöhnt wie Männer. Seitdem ich lag in Bett.»

Harmsen tippt auf Russisch. Könnte auch ukrainische oder polnische Färbung sein. «Allein?», fragt der Kommissar.

Freindlich pustet Luft zwischen den Lippen durch, dann saust seine Faust unter Harmsens Nase, wobei sein Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger durchguckt. Fragen Sie nicht, was das bedeuten soll.

«Gut», sagt Harmsen und will in die Innentasche seines Trenchcoats greifen, bleibt jedoch mit der Japaneruhr am Mantelaufschlag hängen. Er versucht, die Hand zurückzuziehen, sie hängt immer noch fest. Er ruckelt hin und her, ohne dass sich Hand, Uhr oder Aufschlag bewegen würden. Erst als er das Gelenk um hundertachtzig Grad dreht, gelingt es ihm, die Hand Richtung Innentasche zu schieben und dort nach seinem Notizbuch zu greifen. Nicht ganz einfach, die Hand samt Notizbuch aus diesem Nadelöhr zu befreien, aber der Kommissar hat eh keine Termine: Immer-

hin bringt er Freindlich auf diese Weise zu einem zweiten Indianerlächeln. «Ihre Telefonnummer, bitte.» Er ist schon halb bei Dennis, der weiterhin geräuschvoll seinen Schlafbedarf stillt, da fängt Freindlich plötzlich noch mal an zu reden.

«Dennis hat MDMA gekauft. Von Dealer. Nils nimmt nichts, nicht mal Gras. Als Dealer hat geklingelt, Nils war sauer. Dennis hat Lieferung genommen. Nils reißt Dealer Geld aus Hand. Kleines Männchen, weißt du. Bomberjacke, aber keine Muskeln. Beine wie Ziege. Dann Nils hat Tür zugeknallt.»

Als Harmsen fertig ist mit Umdrehen, schweigt Freindlich schon wieder. «Bitte bleiben Sie in Berlin», sagt der Kommissar und versucht sich erneut daran, Dennis zu wecken. Dennis wacht nicht auf. Der Kommissar guckt auf die Uhr: Normalerweise würde er gerade aufstehen. Womit die Frage beantwortet wäre, ob Harmsen wirklich den Wassereimer holt, um die Schnaps- oder Chemieleiche zu einer Befragung zu zwingen. Er lugt in das Zimmer von Redecker, der auf der Bettkante hockt und auf seinem Mobiltelefon herumdrückt.

«Wären Sie so freundlich, mir mitzuteilen, wie Ihr bewusstloser Freund telefonisch zu erreichen ist?»

«Klar», sagt Redecker. «Wenn Sie so nett wären, mir die Nummer Ihrer Kollegin mitzuteilen.»

Ein wenig Mitgefühl mit Redecker hat der Kommissar schon. Nicht dass ihm selber die Storch gefallen würde. Höchstens ein bisschen. Aber wenn man eine Nacht miteinander verbringt, und plötzlich springt der oder die andere abrupt auf, rennt aus der Tür und verschwindet auf Nimmerwiedersehen, das stellt er sich unangenehm vor. Vor allem aber hat die Storch ihn mitten in der Nacht hierher bestellt; dafür sind ein paar Sehnsuchtsanrufe von Redecker eine absolut verhältnismäßige Rache. Er gibt ihm aber bloß die Durchwahl der Storch im Dezernat.

Redecker reicht seinerseits einen Zettel rüber, auf dem neben einer Mobilfunknummer der Name *Dennis Bünste* steht.

«Er soll sich melden, wenn er ansprechbar ist. Ist Herr Bünste heute Nacht eigentlich vor Ihnen zurückgekommen?»

Redecker schüttelt den Kopf.

«Ich nehme an, Ihnen ist nicht aufgefallen, wann er die Wohnung wieder betreten hat? Und ob er allein war?»

«Richtig», sagt Redecker bloß und wendet sich wieder dem Bildschirm in seiner Hand zu.

Der Kommissar verteilt seine Visitenkärtchen, verlässt die Wohnung und arbeitet sich die drei Stockwerke straßenwärts. Unfair findet er, dass er jetzt – statt heute Morgen – bemerkt: Am Ende des Gangs zum Hinterhaus, wo die Kinderwagen stehen, wäre ein Aufzug gewesen. Er tritt auf die Straße und geht zum Spätkauf gegenüber, frühstücken. Die Frau hinter der Theke, die einen eindrucksvoll toupierten Haarhelm trägt, gießt einen mächtigen Schwall Kaffee in einen Porzellanbecher mit vernachlässigungswürdig winzigen Scharten am Rand und reicht ihm einen Wurst-Tomaten-Käse-Klumpen im Teigmantel. Bei manchen Speisen mögen sich die Geister scheiden, aber dass die Erfindung der Minikaltpizza kulinarisch wie handhabungsmäßig ein Geniestreich war, darüber dürfte sich die Menschheit einig sein. Und wann könnte sie, heruntergespült mit einem beherzten Schluck Filterkaffee, besser schmecken als zum Frühstück nach einem außerplanmäßigen und viel zu früh begonnenen Arbeitssonntag?

Doch selbst in Momenten höchsten Genusses ist der Ermittler in Harmsen hellwach: «Entschuldigen Sie noch mal, ich heiße Harmsen, Kriminalpolizei.» Wie alle Menschen, die das Wort hören, lässt die Helmfrau sofort liegen, womit sie gerade beschäftigt war, und guckt mit ernstem, leicht besorgtem Blick hoch. «Heute Nacht gegen halb vier ist in

einer Wohnung in dem Haus gegenüber», Harmsen zeigt Richtung Tatort, «ein junger Mann getötet worden. Um die dreißig, Kopf größer als ich, dünne, kurze Haare. Blond. Gelbes Polohemd mit Muster drauf. Sie wissen nicht zufällig was?»

«Ick weefß allet, wat im Kiez passiert.»

Harmsen bezweifelt den Wahrheitsgehalt der Behauptung. *Alles* weiß praktisch keiner, und wüsste doch einer alles, wäre er Gott. Andererseits scheint die Frau an der Kaffeemaschine bezüglich ihrer Haare die Schwerkraft besiegt zu haben, insofern sind übernatürliche Kräfte nicht ausgeschlossen.

«Jelbet Poloschört, jelbet Poloschört.» Sie streicht sich mit der Hand übers Kinn. «Klar is der jestern Nacht bei mir jewesen, kurz vor zweie. Hat drei Flaschen Bier jekooft. Wennse mir fragen, der war ziemlich fertig mit der Welt. Sah aus, wie wenn er 'n Jespenst jesehen hätte. Nur am Brabbeln.»

«Was hat er denn gebrabbelt?»

Die Helmgöttin guckt mitleidig. «Schwer zu sagen. Groß nüchtern isser nich jewesen. Dit Eenzije, wat ick verstanden hab, war so wat wie: <Von wegen Lunogott. Für mich biste tot.> Oder so ähnlich, nagelnse mir nicht druff fest. Danach is übrigens noch wat Interessantet passiert. Kurz nachdem Ihr Toter ins Haus spaziert is», sie nickt zu dem Altbau mit dem oxsenblutfarbenen Eingang, «kam so 'n Männeken anjestürmt und hat jeklingelt wie 'n Besessener. Aber die Tür is nicht uffjejangen. Wat wollnse machen, wennse unbedingt rinwolln und keener uffmacht. Hat er also die Tür einjetreten. Bin richtich erstaunt jewesen, weil dit so 'n Kleener war, dicke Jacke an, aber drunter spindeldürr.»

Harmsen, an Nahrung wie an Information gesättigt, verlässt den Spätkauf, legt nach gewonnenem Zweikampf gegen den Trenchcoat denselben gefaltet auf den Beifahrersitz, lässt sich hinterm Steuer nieder, verflucht die Sonne,

die seit Wochen tut, als scheine sie über Andalusien, kurbelt das Seitenfenster runter und rollt auf der Autobahn Richtung Osten. Nicht dass er da irgendwo hinmüsste. Aber zum einen muss er auch nirgendwo anders hin, zum anderen kann der Rekord etwas, das niemand sonst so gut kann, nicht mal die Bibi. Er stimuliert Harmsens Denkapparat, und zwar durch jenes von leichter Überforderung zeugende, hin und wieder ins Kreischen übergehende Brummen des geriatriereifen Motors im vierten Gang. Da auf dieser Wellenlänge lockere Schrauben und mit ihnen der ganze Rekord zu schwingen beginnen, fühlt Harmsen sich, Tempo sechzig vorausgesetzt, wie ein Fötus im Mutterleib.

Lunogott, Lunogott, Lunogott. Kommt Harmsen bekannt vor, der Klang des Worts. Hat nichts mit Gott zu tun, da ist er sicher. Eher was mit früher.

Etwa auf Höhe der Ausfahrt acht, die sich dadurch auszeichnet, dass sie *Flughafen Berlin-Brandenburg* heißt, aber nicht zu einem Flughafen führt, zumindest zu keinem funktionierenden, springt bei ihm im Kopf ein Film an: Er sieht sich als Sechsjährigen über den mit der Nagelschere gestutzten Rasen tollen, als sein Vater ihn ins Haus ruft. Er zeigt auf den nussbaumfarbenen verkleideten Kasten vom Volumen eines Umzugskartons, aus dem damals das Fernsehen kam. «Nu kiek di dat ins an», sagt der Vater. «De Russen hebbt 'n Auto up de Mond schoten.» Der junge Harm sieht Bilder einer Art Wanne auf acht Rädern, und der Nachrichtensprecher sagt so was wie, der Sowjetunion sei es gelungen, nach ihrer Niederlage in der bemanneten Mondfahrt nun immerhin das erste ferngesteuerte Gefährt auf den Trabanten zu schicken, und dessen Name laute *Lunochod*. Diese Erinnerung gibt übrigens das erste in einer Reihe von Ereignissen wieder, die dazu führten, dass Harmsen ein Cineast geworden ist. Hätten Sie nicht gedacht, was? Natürlich ist Harmsen ein Cineast im Wortsinne, leiht also weder Videokassetten noch DVDs aus. Dass

er von Internetfernsehen noch nie gehört hat, ist sowieso klar. Harmsen geht ins Kino, seit vierzig Jahren so gut wie jede Woche. Und da können Sie mal sehen, dass es sich sehr wohl lohnt, nicht jede Mode mitzumachen. Oder haben Sie vielleicht noch einen Videorecorder im Wohnzimmer stehen? Eben. Wenn Sie Harmsen fragen, wird sich auch das mit dem Internet über die Zeit erledigen. Das Kino aber bleibt. Jedenfalls ist es nur ein kleiner Schritt für Harmsens massiv stimulierten Denkkapparat, womöglich aber ein großer Sprung für die Ermittlungen im Fall Plöger, die Verbindung zwischen einem vom künftigen Mordopfer gebrabbelten russischen Wort und seinem russischstämmigen Nicht-mehr-Freund herzustellen. Und ganz ehrlich: So richtig hat Harmsen den Russen noch nie über den Weg getraut. Selbstverständlich zieht ein Denker vom Format eines Harm Harmsen keine voreiligen Schlüsse. Da ist die Person, die sich gewaltsam Zutritt zum Haus verschaffte und exakt Andrejs Beschreibung des Dealers entspricht. Der hatte definitiv eine Rechnung mit Plöger offen. Da ist der nicht ansprechbare Dennis Bünte. Und da ist der schlaue Tobias Redecker, der sagt, die Storch habe ihm gar keine Zeit gelassen, sich beispielsweise mit einer Glasscherbe an Plögers Hals zu schaffen zu machen. Bloß, selbst wenn die Storch heute früh etwas ganz Ähnliches gesagt hat: Wie viel ist ein Alibi wert, das jemandem von einer bis zur Schädeldecke mit Alkohol und Drogen vollgepumpten Polizistin mit einem nachweislich laxen Verständnis von außerdienstlicher Zurückhaltung verschafft wird? Ist die Storch überhaupt in der Lage, sich zu erinnern, ob Redecker die ganze Zeit bei ihr war?

+++

[...]